

Leseprobe aus:

Michael Ridpath

Jagd



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

{ 1 }

18. Juni 1988

Ich habe Angst. So, jetzt habe ich es geschrieben. Nachdem ich zwanzig Minuten auf die leere Seite gestarrt habe, ohne zu wissen, wie ich mit diesem Tagebuch anfangen soll, ist mir klar geworden, dass ich das erst einmal loswerden muss.

Ich habe Angst.

Vor wem? Vor was? Vor Neels natürlich. Als er gestern Abend die Beherrschung verlor und seine Fäuste ballte, rechnete ich damit, dass er mich schlagen, ja, mir die Seele aus dem Leib prügeln würde. Doch was mir am meisten Angst macht, ist das Gefühl, ihn zu verlieren. Ihn zu verlieren, ohne den Grund dafür zu kennen.

Ich habe Angst vor Südafrika. Oder vielleicht besser *um* Südafrika. Ich habe Angst, was die Weißen den Schwarzen antun werden und umgekehrt. Neels und ich befürchten, dass es nicht mehr lange dauert, bis der ganze Laden hier in die Luft fliegt. Und ich habe Angst vor mir selbst. Ich weiß nicht, was mit mir los ist.

Ich fühle mich allein, allein trotz meiner Familie. Neels verbringt jetzt so viel Zeit in den Staaten. Caroline ist lieb, aber sie ist erst zwölf und ein stilles Mädchen. Als ich heute den Brief von Todd las, in dem stand, dass er im Sommer nicht kommen würde, merkte ich, wie sehr er mir fehlt. Er will die Ferien mit Schulfreunden in Hampshire verbringen. Was macht mein Sohn Tausende von Meilen entfernt auf einem Internat in England? Und warum brauche ich ihn so sehr?

Ich dachte, es würde helfen, meine Gefühle niederzuschreiben. Ich will wissen, wer ich bin und wie es mit mir weitergeht. Dieses hübsche Notizbuch habe ich letztes Jahr in Paris gekauft. Es ist aus schwarzem Moleskin, Bruce Chatwin hatte auf seinen Reisen durch Afrika und Australien so eins dabei. Es bittet förmlich darum, mit großartigen Gedanken und Einsichten gefüllt zu werden, aber mit so etwas kann ich nicht dienen. Ich weiß nicht, was in meinem Kopf vorgeht. Ich wollte einfach keinen Spiralblock nehmen, wie ihn Journalisten benutzen. Ich bin keine Journalistin mehr. Was bin ich dann? Ehefrau? Mutter? Stiefmutter? Gefangene? Gefangene meiner eigenen Ideale? Gefangene meiner eigenen Ängste?

Nur Fragen, keine Antworten.

Verdammt.

Es war ruhig auf dem Flugplatz Langthorpe. Man hörte weder startende Flugzeuge noch das Brummen der Motoren in der Platzrunde in tausend Fuß Höhe. Das einzige Geräusch war das sanfte Plätschern von dicken Regentropfen, die in unregelmäßigen Abständen von Dachrinnen und Bäumen fielen. Es war nasskalt, kein Lüftchen regte sich. Schlaff hing die orangerote Windhose neben dem Feuerwehrrwagen. Eine graue Wolkenmasse, kaum in der Lage, die Myriaden winziger Wassertröpfchen zu halten, lag schwer über der Startbahn und den Pappeln hinter dem Zaun. Das Meer sieben Meilen weiter nördlich war nicht mehr auszumachen. Ebenso wenig der runde Kirchturm des Dorfes Langthorpe, der nur eine knappe halbe Meile entfernt lag.

Alex Calder spähte in die Wolken und hielt vergeblich Ausschau nach einem Sonnenstrahl. In der Wettervorhersage war angekündigt worden, dass die sich langsam bewegende Kaltfront jeden Moment einem strahlend blauen Himmel mit Schäfchenwolken weichen sollte. Calder fand es herrlich, durch diese Wölkchen hindurchzufliegen. Aber danach sah es nicht aus, jedenfalls nicht in den nächsten Stunden. Deshalb schickte Calder den Flugschüler nach Hause, der im Empfangsbereich darauf gewartet hatte, wenigstens einen Teil seiner Flugstunde retten zu können, in der er hätte lernen sollen, wie man sich aus einer »unkontrollierten Fluglage« rettet.

Auf Calders Schreibtisch lag ein Stapel der letzten »Informationen für Flieger« von der Zivilen Luftfahrtbehörde, die er eigentlich hätte lesen müssen, aber er konnte nicht widerstehen, auf

seinem Computer die Website von Spreadfinex aufzurufen. Blaue und rote Ziffern flimmerten über den Schirm, vertraute Zahlenkolonnen von Rentenmärkten in den Vereinigten Staaten, Großbritannien, Japan und der Eurozone. Früher war Calder zehn Stunden täglich in diese Zahlen vertieft gewesen, hatte für seinen Arbeitgeber Bloomfield Weiss, eine große amerikanische Investmentbank, Rentenanleihen für Millionen von Dollar gekauft und wieder verkauft. Doch vor zwei Jahren hatte er der Finanzwelt angeekelt den Rücken gekehrt und zusammen mit einem Geschäftspartner den Flugplatz Langthorpe mit der angeschlossenen Flugschule gekauft. Der Nervenkitzel, sich selbst mit dem Markt zu messen, die blinkenden Ziffern zu beobachten, die Verlust oder Gewinn anzeigten, fehlte ihm jedoch bis heute. Seinen kleinen roten Kunstflieger, einen Doppeldecker vom Typ Pitts Special, durch die Lüfte zu steuern stillte Calders Durst nach Risiko nur bis zu einem gewissen Grad. Deshalb hatte er in den letzten Monaten begonnen, bei einem Internetanbieter für Spread-Betting auf die Entwicklung der Rentenmärkte zu wetten. Es war ein bisschen wie früher, nur war er dem Markt jetzt nicht mehr um eine Nasenlänge voraus. Er wusste, dass er eher verlieren als gewinnen würde. Aber er spielte jetzt mit seinem eigenen Geld, setzte vielleicht einige Tausend Pfund ein und nicht Millionen Dollar fremder Menschen.

Als er nachschaute, stand er mit 1500 Pfund in den Miesen, weil er gewettet hatte, dass die amerikanischen Rentenpreise steigen würden. Hatten sie aber nicht getan. Noch nicht. Calder war zuversichtlich, dass sie es bald tun würden. Vielleicht sollte er noch etwas nachlegen?

Da hörte er Schritte auf dem Weg vor seinem Fenster und schaute auf. Ein Mann und eine Frau gingen vorbei. Der Mann war jung, groß, selbstsicher. Und die Frau ...

Calder grinste und stand auf. Als die beiden das Gebäude betraten, eilte er ihnen entgegen. Beim Anblick Calders erhellte

sich das Gesicht der Frau. Sie nahm ihre Hand aus der ihres Begleiters und umarmte Calder.

»Kim, ich glaub es ja nicht!«, rief Calder. »Wir haben uns ewig nicht gesehen ...«

»Zehn Jahre«, sagte die Frau.

Calder betrachtete sie. Sie hatte sich nur wenig verändert. Mit ihrer hellen Haut, dem pechschwarzen Haar und den grünen Augen war Kim O'Connells irische Herkunft nicht zu übersehen. Ihr Haar war jetzt kürzer, die wilden Locken waren gezähmt, und kleine Fältchen zogen sich um ihre Lippen und Augen, aber sie hatte noch immer dieses Lächeln, dieses warme, breite, kokette Lächeln, mit dem sie alle für sich einnahm.

»Du schaust so komisch«, sagte sie. »Hab ich die Prüfung bestanden?«

»'tschuldigung«, erwiderte Calder. »Bin einfach nur überrascht. Aber schön, dich zu sehen!«

»Das ist mein Mann Todd.«

»Hallo, Alex, freut mich.« Der Mann ergriff Calders Hand und drückte sie fest. Er war ein wenig größer als Calder, hatte ein markantes Kinn, hellblaue Augen und aus der Stirn gekämmtes blondes Haar. Todd trug einen Rollkragenpullover, Chinos und eine teure Wildlederjacke. Ein gutaussehender Mann. Aber Calder hätte von Kim auch nichts anderes erwartet.

»Ich hab gehört, dass du geheiratet hast«, sagte er.

»Ach ja? Wir hatten dich schließlich zur Hochzeit eingeladen!«

»Stimmt. Tut mir leid, dass ich nicht kommen konnte. Ich glaube, ich habe damals in New York gearbeitet.«

»Die Hochzeit war in Philadelphia! Wirklich schade, Alex.«

Calder zuckte mit den Achseln und grinste verlegen. »Egal, schade, dass ich nicht dabei sein konnte.«

»Und wie sieht's bei dir aus? Hast du eine Freundin? Eine Frau? Kleine fliegende Calders?«

Calder musste an Sandy denken. Er versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Der Streit, den er nach seiner katastrophalen Reise nach New York mit Sandy am Telefon gehabt hatte, war noch immer ein wunder Punkt. »Nein«, sagte er nur.

Kim kniff die Augen zusammen. Calder merkte, dass er ihre Neugier geweckt hatte. Aber sie beließ es dabei.

»Habt ihr Hunger?«, fragte er. »Es ist gleich Mittag, und in dem Dorf, wo ich wohne, gibt es einen netten Pub. Ist nicht weit.« Er schaute in den Himmel; wenn überhaupt, hingen die Wolken jetzt noch tiefer. »Hier wird in den nächsten Stunden nicht viel passieren.«

Calders Maserati bot nicht genügend Platz für alle, deshalb nahmen sie den Wagen, den Todd und Kim gemietet hatten, und Calder dirigierte sie durch das Dorf Langthorpe in Richtung Hanham Staithe, an die Küste. Kim berichtete in allen Einzelheiten, wie sie vom Haus ihrer Eltern in Liverpool nach Norfolk gefahren war. Calder hatte ganz vergessen, wie gern sie redete. Er stellte fest, dass der leichte Liverpooleser Akzent von früher inzwischen von einem amerikanischen verdrängt worden war.

Zehn Minuten später saßen sie im Admiral Nelson, einem alten Pub mit weiß gekalkten Wänden, der an Wochentagen mittags so gut wie leer war. Vom Fenster hatte man einen guten Blick auf die Bucht, deren Ufer überschwemmt war vom Regen und dem Salzwasser des Meeres. Segeljollen, kleine Fischerboote und sogar einige Zehn-Meter-Jachten wurden von der hereinkommenden Tide flussaufwärts gedrückt und zerrten an ihren Leinen. Das Marschland dahinter lag unter dunklen Wolken. Calder holte die Getränke von der Theke, ein Pint Bitter für Todd, ein halbes Pint Cider für Kim und ein Ginger-Ale für sich; es bestand noch immer die Möglichkeit, dass er am Nachmittag doch würde fliegen können.

Natürlich hatte er gewusst, dass und wen Kim geheiratet hatte. Todd war der Sohn von Cornelius van Zyl, einem ursprünglich

aus Südafrika stammenden Zeitungstycoon. Ihm gehörte der *Herald*, ein erfolgreiches englisches Blatt, das den Markt zwischen der seriösen und der Sensationspresse bediente, sowie weitere Zeitungen in Amerika und anderswo. Kims Hochzeit hatte unter den Freunden aus Cambridge, zu denen Calder noch Kontakt hatte, für einiges Aufsehen gesorgt. Manche von ihnen hatten Kim nach ihrer Eheschließung bereits wieder gesehen, Calder jedoch noch nicht. Was wirklich schade war. An der Uni waren sie eng befreundet gewesen und hatten im zweiten Jahr zusammen in einer Wohngemeinschaft in Kite gewohnt.

»Und, was führt euch nach Norfolk?«, fragte Calder, als er mit den Getränken an den Tisch zurückkehrte.

»Wir sind in England, um Kims Familie zu besuchen«, sagte Todd, »und da dachten wir, wir könnten auf dem Rückweg nach London mal bei dir vorbeischauen.« Todd sprach mit einem leichten Akzent, der sowohl amerikanische als auch südafrikanische Einflüsse verriet. Natürlich lag Norfolk *nicht* auf dem Weg von Liverpool nach London, doch zweifellos würde Calder bald erfahren, was die beiden von ihm wollten.

»Du arbeitest also nicht mehr in der City?«, fragte Kim. »Als wir uns das letzte Mal sahen, hattest du gerade bei Bloomfield Weiss angefangen.«

»Ja«, entgegnete Calder. »Bis vor zwei Jahren. Dann habe ich es nicht mehr ausgehalten. Das Traden hat mir zwar Spaß gemacht, ich war auch nicht schlecht darin, aber die Unternehmenspolitik wurde mir schließlich ein bisschen zu viel.«

»Wir haben von der Sache mit dem Hedgefonds gelesen«, sagte Todd. »Kim war ganz aufgeregt, weil sie dich kannte. Hörte sich ziemlich übel an.«

»War es auch«, bestätigte Calder. Im vergangenen Jahr hatte er einen Skandal bei Bloomfield Weiss und einem großen Hedgefonds aufgedeckt. Die Investmentbank hatte alle Augen zuge-drückt, um Verluste in dreistelliger Millionenhöhe zu verschlei-

ern. Eine Frau, die für Calder gearbeitet hatte, war deshalb umgebracht worden. Als der Skandal ans Licht kam, war Calder eine Viertelstunde lang berühmt gewesen. Noch immer wurde er gelegentlich darauf angesprochen.

»Und jetzt betreibst du diese Flugschule?«, fragte Kim.

»Zusammen mit meinem Geschäftspartner Jerry. Sie läuft nicht schlecht, wir erarbeiten uns gerade einen ganz guten Ruf. Aber es ist schwer, aus den roten Zahlen herauszukommen.«

»Hast du dir mal überlegt, zur Royal Air Force zurückzugehen? Ich hab mir immer vorgestellt, wie du durch die Luft saust und Bomben und so runterwirfst. Passte zu dir.«

»Ich darf keine Kampffjets mehr fliegen. Bei einer Notlandung hab ich mir durch den Schleudersitz die Wirbelsäule verletzt, deshalb habe ich aufgehört. Wahrscheinlich könnte ich es bei irgendeiner Fluggesellschaft oder so versuchen, aber ich bin ganz gern unabhängig.«

»Du hast da draußen ein paar hübsche Maschinen stehen«, bemerkte Todd. »Was für eine ist diese große Einmotorige mit dem roten Stern an der Seite?«

»Das ist eine Yak-11 von 1956. Das Hoheitsabzeichen ist von der russischen Luftwaffe. Fliegt toll.«

»Sieht cool aus.«

»Ich würde dich ja gern mal mitnehmen, wenn das Wetter nicht so schlecht wäre.«

Todds Interesse war geweckt. Kim runzelte die Stirn. Es amüsierte Calder, Kim in der Rolle der besorgten Ehefrau zu sehen.

»Und du?«, sagte er zu ihr. »Du bist nach Harvard gegangen, um deinen Master in Betriebswirtschaft zu machen.«

»Dort habe ich Todd kennengelernt. Dann habe ich für eine Management-Beratungsfirma in Philadelphia gearbeitet. Ich gebe es ja nicht gern zu, aber es hat mir wirklich Spaß gemacht. Den Leuten sagen, was getan werden muss, und dann wieder verschwinden. So wird man nicht mit den Folgen für die Belegschaft

konfrontiert. Aber jetzt wohnen wir in einer Kleinstadt in New Hampshire. Todd unterrichtet dort Englisch an einer Schule. Und ich arbeite in der Verwaltung des örtlichen Krankenhauses.«

Aus Kims Tonfall war leichter Unmut herauszuhören. Nur eine Nuance, aber gerade deutlich genug, dass sie Calder auffiel. Todd ebenfalls, der leicht irritiert wirkte.

»Wir wollten aussteigen«, erklärte er. »Ich habe vorher für meinen Vater gearbeitet ...«

»Todd hielt es nicht mehr aus«, unterbrach ihn Kim. »Das Zeitungsgeschäft war einfach nichts für ihn. Somerford ist eine hübsche kleine Stadt, wir wohnen gern dort.«

Calder konnte sich nicht so recht vorstellen, dass Kim das Berufsleben freiwillig aufgegeben hatte. Sie war eher der Typ, der sich mit den Ellbogen durchkämpft. Kim warf ihm einen kurzen Seitenblick zu, schien seine Gedanken zu lesen, dann legte sie die Hand auf die ihres Mannes, als wolle sie ihn ihrer Loyalität versichern. Calder fand es erstaunlich, dass er nach so vielen Jahren noch immer wusste, was sie dachte.

Er griff zur Speisekarte. »Sollen wir etwas essen? Der Fisch ist eigentlich immer sehr lecker. Er wird direkt hier im Meer gefangen.«

Sie bestellten, dann lehnte sich Calder auf seinem Stuhl zurück. »Okay, worum geht's?«

Kim und Todd tauschten einen Blick aus. »Nun, wir wollten fragen, ob du uns vielleicht einen Gefallen tun könntest«, begann Kim.

»Ich hoffe doch«, grinste Calder.

»Es hat mit Bloomfield Weiss zu tun.«

Calders Lächeln verschwand.

Kim merkte es, fuhr aber fort. »Du weißt vermutlich noch, wer Todds Vater ist, oder?«

»Ja«, sagte Calder.

»Gut. Todds Mutter Martha war Amerikanerin. Sie wohnten in Südafrika, in der Nähe von Kapstadt. Als Todd sechzehn war,

wurde sie in einem Wildreservat in der Nähe des Krüger-Nationalparks im Norden des Landes getötet. Die Behörden sagten, sie wäre von Guerillas ermordet worden, aber Todd hat das nie geglaubt, stimmt's, Liebling?« Kim strich über den Ärmel ihres Mannes.

»Wie lange ist das her?«, fragte Calder.

»Das war 1988«, erwiderte Todd. »Als in Südafrika noch das Apartheidregime herrschte.« Er zögerte, warf Calder einen kurzen Blick zu und erzählte dann weiter: »Ich war damals auf einem Internat in England. Die Ehe meiner Eltern steckte in einer Krise, der schlimmsten, an die ich mich erinnern kann. Bei meinem letzten Besuch zu Hause war die Stimmung wirklich unangenehm gewesen. Deshalb blieb ich in den Sommerferien eine Zeitlang bei einem Freund in England. Meine Mutter war nicht gerade erfreut darüber. Die politische Lage in Südafrika spitzte sich zu. Eines Tages beschloss meine Mutter, ein Wochenende allein auf einer privaten Wildfarm in der Nähe des Krüger-Nationalparks zu verbringen. Keine Ahnung, warum sie gerade dieses Reservat auswählte, denn sie war noch nie zuvor dort gewesen. Es heißt Kupugani.«

Todd musste schlucken. Kim drückte den Arm ihres Mannes. Er blickte in sein Bier und schien seine Frau und Calder gar nicht wahrzunehmen. »Ich habe meinen Vater so lange genervt, bis er mir endlich erzählte, was damals passierte. Meine Mutter war in einem Cottage einige Hundert Meter vom Camp entfernt untergebracht. Es war am Morgen, sie lag im Bett, die anderen Gäste waren auf Safari.« Wieder musste er schlucken.

»Du brauchst es Alex nicht zu erzählen, wenn du nicht willst«, sagte Kim.

»Nein, schon gut, es sei denn, du willst es nicht hören.« Todd schaute Calder an. Calder spürte, dass er es sich von der Seele reden wollte.

»Erzähl weiter!«

»Das Cottage lag an einem ausgetrockneten Flussbett. Offenbar zogen Guerillakämpfer durch die Gegend, die von Mosambik aus nach Südafrika eingedrungen waren. Wenn sie aufgegriffen wurden, behaupteten sie, sie seien Flüchtlinge. Nach Informationen der Polizei war an jenem Tag eine solche Gruppe durch Kupugani gezogen. Die Guerillas entdeckten das Cottage, sahen meine Mutter und schossen durch das Fenster. Drei Kugeln trafen sie in die Brust. Sie war auf der Stelle tot.« Todds Stimme bebte, er hielt kurz inne, um sich zu sammeln. »Tut mir leid. Es ist lange her, und man sollte meinen, dass ich inzwischen drüber hinweg bin, aber ich verstehe einfach nicht, warum jemand meiner Mutter so etwas angetan hat. Sie war eine wunderbare Frau. Sie engagierte sich im Kampf gegen die Apartheid; sie sagte immer, das sei einer der Hauptgründe gewesen, weshalb sie mit meinem Vater nach Südafrika gezogen war.«

»Und du glaubst nicht, dass sie von Guerillas getötet wurde?«

»Nein«, entgegnete Todd. »Das ist mir zu einfach. Das war kein Zufall.«

»Martha wusste, dass sie umgebracht werden sollte«, warf Kim ein.

»Oder zumindest hatte sie den starken Verdacht, dass es jemand versuchen würde.«

»Woher wisst ihr das?«, fragte Calder.

»Marthas Mutter, Todds Großmutter, ist vor zwei Monaten gestorben«, erklärte Kim. »Todd ging ihre Papiere durch und fand dabei einen Brief von Martha. Darin stand, Martha hätte etwas über Zyl News herausgefunden, was alles zerstören würde, wenn es ans Licht käme. Sie schien sehr große Angst zu haben. Außerdem erwähnte sie ein Tagebuch, das ihre Mutter suchen und aufbewahren solle. »Wir ...« Kim hielt inne und schaute zu ihrem Mann hinüber. »Wir glauben, dass dieses Tagebuch uns einen Hinweis darauf geben könnte, warum sie getötet wurde und wer der Täter ist.«

»Könnt ihr nicht einfach Cornelius van Zyl fragen?«

»Das haben wir schon. Beziehungsweise hat Todd es getan. Auch andere Familienmitglieder. Aber keiner scheint irgendetwas zu wissen. Und falls doch, sagt es zumindest keiner.«

»Ich glaube, mein Vater will diese Zeit aus seinem Gedächtnis verbannen«, sagte Todd. »Er hat bestimmt Schuldgefühle, weil sie sich damals so oft gestritten haben. Aber ich muss wissen, was wirklich passiert ist.«

»Ihr habt keine Ahnung, was das für Informationen sind, von denen in dem Brief die Rede ist?«, fragte Calder.

»Nein«, gab Kim zu. »Aber Martha schrieb von einem Mann, mit dem sie darüber gesprochen habe. Er ist Banker und arbeitet bei Bloomfield Weiss.«

»Aha«, sagte Calder. »Und jetzt wollt ihr, dass ich mit ihm rede?«

»Todd hat es schon versucht«, sagte Kim. »Aber dieser Mann will sich nicht mit ihm treffen, er ruft nicht mal zurück.«

»Kann dein Vater nicht seine Beziehungen spielen lassen?«, fragte Calder.

»Dad ist nicht sehr wohl dabei ...«, druckte Todd herum.

»Er könnte wohl schon. Er will aber nicht«, unterbrach Kim ihren Mann. »Ich habe Todd gesagt, du würdest uns bestimmt helfen. Wahrscheinlich kennst du diesen Banker, und wenn nicht, kriegst du was über ihn raus. Außerdem weiß ich, dass ich darauf vertrauen kann, dass du mit dem, was du herausfindest, verantwortungsvoll umgehst.« Kim lächelte Calder ermutigend zu.

»Wir haben gelesen, was du alles getan hast, um den Skandal mit diesem Hedgefonds aufzudecken«, sagte Todd. »In diesem Fall müsstest du nur ein paar Fragen stellen.«

»Wie heißt dieser Mann?«, fragte Calder.

»Benton Davis«, sagte Kim.

Calder schloss die Augen. Als er sie wieder öffnete, schaute Kim ihn besorgt an.

»Du kennst ihn?«, fragte sie. »Ich sehe dir doch an, dass du ihn kennst!«

Calder nickte. »Ja. Aber leider kann ich euch nicht helfen.«

Kim runzelte die Stirn. Sie warf Todd einen Seitenblick zu, er zuckte kaum wahrnehmbar mit den Achseln. Offenbar hatte Kim ihrem Mann Calders Hilfe zugesichert. Und nun musste er sie enttäuschen. »Darf ich fragen, warum?«, sagte sie. »Es ginge doch nur darum, mit ihm zu telefonieren und ihn in London zu treffen.«

Calder holte tief Luft. »Benton Davis ist der Chef des Londoner Büros von Bloomfield Weiss. Bei dieser Sache vor zwei Jahren trug er die Verantwortung. Jennifer Tan, eine meiner Mitarbeiterinnen, hatte die Firma wegen sexueller Belästigung verklagt. Ihr wurde das Leben zur Hölle gemacht, deshalb kündigte sie. Kurz danach kam sie ums Leben, sie stürzte aus dem sechsten Stock auf die Straße. Zuerst sah es nach Selbstmord aus. Meiner Meinung nach war unter anderem Benton dafür verantwortlich. Deshalb verließ ich die Firma. Dann stellte sich heraus, dass sie ermordet worden war. Trotzdem trägt Benton die Schuld dafür, wie sie behandelt wurde, und das weiß er auch. Wir haben uns nichts mehr zu sagen; die Chance, dass er mit mir spricht, ist gleich null. Außerdem habe ich die Finanzwelt hinter mir gelassen und will nichts mehr damit zu tun haben.«

»Die arme Frau!«, sagte Kim entrüstet. »Was für eine furchtbare Geschichte! «

»Könntest du ihn nicht wenigstens anrufen und fragen, ob er sich mit uns treffen will?«, schlug Todd vor.

Calder schüttelte den Kopf. »Selbst wenn ich es täte, würde er mich ignorieren. Könnt ihr das nicht alles der Polizei erzählen?«

»Es handelt sich um einen ungeklärten Todesfall aus den achtziger Jahren in Südafrika«, sagte Kim. »Davon gibt es Hunderte. Tausende.«

»Wir wären dir für alles dankbar, was du tun kannst«, sagte Todd. »Ich habe meine Mutter sehr geliebt – das hört sich blöd

an, jeder liebt seine Mutter –, aber ich war damals auf dem Internat in England, als sie starb. Ich hatte sie vier Monate lang nicht gesehen. Ich war nicht da. Ich weiß, dass es bescheuert ist, aber irgendwie gebe ich mir die Schuld daran. Und ich habe keine Ahnung, warum sie starb. Damals lag es auf der Hand, dass die Behörden etwas vertuschten, aber was? Und weshalb? Vielleicht wurde sie von der südafrikanischen Sicherheitspolizei umgebracht. Oder von sonst wem. Meine Familie hat alles darangesetzt, die Vergangenheit zu begraben, aber das ist der falsche Weg. Wir müssen die Wahrheit erfahren. *Ich* muss die Wahrheit erfahren.«

Calder schaute Kim und Todd an. Die Enttäuschung der beiden war fast mit Händen zu greifen. Sie waren einen weiten Weg gefahren, um ihn zu treffen. Außerdem konnte er Todd gut verstehen. Calders Mutter war gestorben, als er ungefähr im gleichen Alter wie Todd gewesen war. Ein Autounfall, ein Zusammenstoß mit einem Landarbeiter, der zu viel getrunken hatte. Dennoch hatte Calder sich auf gewisse Weise verantwortlich gefühlt. Seine Mutter war zur Schule gefahren, um ihren Sohn abzuholen, weil er den Bus verpasst hatte. Der Tod seiner Mutter hatte Calders Leben völlig verändert. Und wenn sie ermordet worden wäre, hätte er nicht geruht, bis er den Grund dafür gefunden hätte. Calder war versucht, auf Todds Bitte einzugehen.

Aber Benton Davis? Der Mann im Zentrum all der Intrigen bei Bloomfield Weiss, die er so verabscheut hatte? Nein. Nein, er konnte es nicht tun. Allein schon der Versuch war sinnlos.

»Tut mir leid«, sagte er.

Dann kam das Essen, und nach einigen betretenen Minuten nahmen sie die Unterhaltung wieder auf. Todd war ein umgänglicher, netter Kerl, nicht verwöhnt trotz all der Privilegien, die er durch seine Familie genoss. Calder merkte, dass er mit ihm warm wurde. Kim war so energiegeladen wie immer, und ihr Lächeln vermittelte jedem, er sei der wichtigste Mensch der Welt.

Immer wieder lächelte sie Calder an. Jedes Mal löste es ein vertrautes Flackern der Erregung in ihm aus, genau wie damals. Zu Calders Verdruss war er nie mit Kim zusammen gewesen. An der Uni hatte sie ausnahmslos Beziehungen mit gutaussehenden, charmanten Nichtsnutzen gehabt. Aber soweit Calder sehen konnte, gehörte Todd nicht zu dieser Kategorie. Das freute ihn. Kim hatte jemanden verdient, der sie gut behandelte.

Nach dem Essen traten sie hinaus auf den kleinen Parkplatz des Pubs. Der kleine Fluss war mit der Tide angeschwollen; das Wasser reichte jetzt bis zur halben Höhe der Uferböschung. Die grauen Wolken hingen immer noch tief: an Fliegen war heute nicht mehr zu denken.

Calder hatte ein schlechtes Gewissen, seine Hilfe verweigert zu haben. »Wie wär's hiermit, Todd: Nach den letzten Prognosen soll das Wetter morgen tatsächlich noch schlechter werden und bis zum Wochenende auch so bleiben. Aber wenn ihr nächste Woche noch da seid und es besser geworden ist, könnte ich dich in der Yak mitnehmen und dir Norfolk mal von oben zeigen.«

Todd grinste. »Gern«, sagte er. Er warf Kim einen Blick zu. Sie schien Bedenken zu haben. »Die nächsten Tage sind wir bei meinem Vater in London. Am Mittwoch fliegen wir zurück in die Staaten. Wie wäre es also mit Dienstag?«

»Gut«, sagte Calder. »Telefonieren wir am Dienstagmorgen und schauen, was das Wetter macht.«

»Ihre Gäste von Bloomfield Weiss sind da, Mr. van Zyl.«

Cornelius van Zyl sah von seinem Schreibtisch auf. Nimrod stand in der Tür des eindrucksvollen Arbeitszimmers. Anders, als sein Name vermuten ließ, war Nimrod ein kleiner, drahtiger Xhosa mit zerfurchtem Gesicht, aufmerksamen Augen und goldblitzenden Zähnen. Seine Anzüge waren immer eine halbe Nummer zu groß. Er hatte seine Loyalität dreißig Jahre lang als Chauffeur, Hausmeister und Faktotum unter Beweis gestellt und war

das einzige Relikt aus van Zyls südafrikanischer Vergangenheit, das der Alte um sich haben mochte.

»Bring sie herein!«

Van Zyl griff zu einem in Leder gebundenen Buch und legte es in die Mitte des langen Tisches aus Walnussholz. Edwin wartete bereits, starrte durch seine dicken Brillengläser auf ein mit Zahlenkolonnen übersätes Blatt. Van Zyl hatte die Hemdsärmel hochgekrempelt; der schlaffe Körper seines Sohnes hingegen steckte wie immer in einem dreiteiligen Anzug. Edwin war van Zyls ältestes Kind, das Resultat seiner ersten Ehe, der am wenigsten erfreulichen von dreien. Der Junge war fleißig, er arbeitete hart, aber ihm fehlten das Charisma und der Weitblick seines jüngeren Halbbruders Todd. Der Junge? Edwin war schon Mitte vierzig. Doch so seriös er sich auch gab, van Zyl konnte ihn einfach nicht ernst nehmen.

Van Zyl selbst war auch mit über siebzig immer noch eine imposante Erscheinung. Nur wenige der Muskeln, mit denen er sich vor fünfzig Jahren als Dreiviertelspieler in der Rugby-Mannschaft der Western Province durchgesetzt hatte, waren dem Fett gewichen. Sein kräftiger Kiefer, die markanten Wangenknochen und sein weißes Haar vermittelten den Eindruck eines Granitblocks, der mit dem Alter nur eindrucksvoller wurde. In seiner Jugend hatte man van Zyl »Dart« genannt, weil er sich wie ein Pfeil durch die Abwehr aus Dreiviertelspielern kämpfen konnte, aber genauso gut hätte damit sein Verstand gemeint sein können, der mit den Jahren eher noch schärfer geworden war. Er war ein Ass in seinem Job: Zeitungen aufkaufen und Geld mit ihnen verdienen.

Die Banker von Bloomfield Weiss waren gekommen, um ihn bei seinem bisher vielleicht kühnsten Schachzug zu beraten, zumindest seit der Übernahme des *Herald* Ende der Achtziger: Die *Times* stand zum Verkauf. Der jetzige Inhaber, die Verlagsgruppe Laxton Media, hatte das traditionsreiche Blatt zur Jahrtausend-

wende von einer australischen Gruppe erworben – der einzig reale Wert unter einer Vielzahl von Dotcom-Unternehmen. Die gerissenen Australier hatten keine Aktien, sondern Cash verlangt. Nach der geplatzten Internetblase hatte sich Laxton Media unter der drückenden Last zahlreicher Darlehen dahingeschleppt. Anfangs forderte die Gruppe einen unrealistisch hohen Preis für das Kronjuwel ihres Portfolios. Doch jetzt wuchs der Druck der Gläubiger; es gab Gerüchte, Laxton stehe kurz vor dem Verkauf an Beckwith Communications, einem Unternehmen von Sir Evelyn Gill. Gill gehörte bereits das Boulevardblatt *Mercury*, aber er hatte keinen Hehl daraus gemacht, dass er ihm gern etwas Imageträchtiges wie die *Times* zur Seite stellen wolle.

Aber auch van Zyl hatte seine Pläne.

Drei Männer betraten das Zimmer. Der erste und bei weitem auffälligste war ein großer, eleganter Schwarzer von ungefähr fünfzig Jahren. Er hielt van Zyl die Hand hin.

»Benton, wie geht es Ihnen?«, begrüßte van Zyl ihn. »Ich hoffe, es stört Sie nicht, dass wir uns bei mir zu Hause treffen. Nicht dass ich den Leuten vom *Herald* misstrauen würde, aber je diskreter wir sind, desto besser.«

»Ganz und gar nicht«, erwiderte Davis mit seinem tiefen, volltönenden amerikanischen Akzent. »Diese alten Häuserreihen von Nash finde ich herrlich. Und dieser wunderbare Blick auf den Park!« Er ging hinüber zum Fenster. Von van Zyls Arbeitszimmer im ersten Stock konnte man tatsächlich über die Hecken in den Regent's Park blicken, wo Büroangestellte und Touristen die Maitresse genossen. Davis sah sich im Zimmer um. Computer, Drucker, Telefon und Aktenschränke fügten sich harmonisch in die Einrichtung eines Herrenzimmers: Regale mit Büchern in Ledereinbänden, Karaffen mit bernsteinfarbenen und goldenen Flüssigkeiten, gemütliche Sessel, ein Tisch, ein Globus, elegante Bronzestatuen und in den Regalen und Nischen drei oder vier Modelle von alten Rennsport-Bentleys. »Ist das ein